

Erinnern oder „Zurückphantasieren“? Über „Nachträglichkeit“ in der Psychoanalyse

Jürgen Körner

Die Geschichte der „Nachträglichkeit“

Zu Beginn soll daran erinnert werden, dass nicht Sigmund Freud, sondern streng genommen seine ersten Patientinnen – und die seines Freundes Breuer – die Methode der freien Assoziation und damit die Psychoanalyse überhaupt erfunden haben. Freud arbeitete in den ersten Jahren seiner Niederlassung als Arzt mit der Methode der Hypnose, die ihm helfen sollte, nicht bewusste Phantasien und Erlebnisse seiner Patienten in Erfahrung zu bringen, um mit ihnen dann im Zustand des wachen Bewusstseins über das Preisgegebene sprechen zu können. Schon eine seiner ersten Patientinnen aber bestand, ähnlich wie zuvor schon die berühmte Anna O. seines Freundes Breuer darauf, er möge sie „nicht immer fragen, (sondern) erzählen lassen“ wie Freud in einem Rückblick sehr viel später schildert (1914).

Dieser Wunsch, das „Erzählen lassen“, war im Rahmen einer damaligen ärztlichen Behandlungssituation vollkommen unüblich, aber Freud folgte seiner Patientin, und er musste erleben, dass diese Patientin wie auch andere, denen er die „Redekur“ gestattete, in ihrem Erzählen in ihre Vergangenheit zurück wanderten und dabei sexuelle Phantasien und auch Erlebnisse beschrieben, die sie schon in früher Kindheit gehabt hatten. Nicht wenige seiner Patientinnen berichteten von sexuellen Verführungen/sexuellem Missbrauch, und es erschien offenkundig, dass derartige frühe traumatische Erfahrungen die Ursache sein mochten für sehr viel später einsetzende psychische und psychosomatische Erkrankungen mit lärmender Symptombildung und dem Wunsch nach Heilung.

Dieser Zusammenhang machte den Kern der frühen „Trauma-Theorie“ zur Entstehung der Neurosen aus: eine überwältigend ängstigende Erfahrung wird vom Kind oder dem Jugendlichen verdrängt, diese Verdrängung macht Angst und führt verspätet zur Erkrankung. In dieser Verspätung, in dem oft sehr großen zeitlichen Abstand zwischen traumatischer Erfahrung und späterer Erkrankung liegt der Grundgedanke der „Nachträglichkeit“. Mit „Nachträglichkeit“ war also die Spätwirkung pathogener Erfahrungen gemeint, ein in damaliger Zeit unerhörter Gedanke, der dadurch noch anstößiger wurde, dass sich die Spätwirkung auf

Ereignisse bezog, in denen Erwachsene missbräuchlich gehandelt hatten und in denen Kinder sich auch als sexuell phantasievolle Persönlichkeiten entpuppt hatten.

Es dauerte aber nur wenige Jahre, bis Freud bemerkte, dass seine sehr einfache „Trauma-Theorie“ in dieser Form nicht zu halten war. Ihm fiel nämlich auf, wie er in einem Brief an seinen Freund Wilhelm Fließ im Jahr 1897 (Freud 1950) schrieb, dass seine Patientinnen in einigen Fällen über Verführungsszenen gesprochen hatten, die sich in dieser Form nicht wirklich zugetragen haben konnten. Damit schien die Theorie von der Ursache seelischer Erkrankungen hinfällig geworden zu sein und Freud schreibt in dem schon erwähnten Brief: „ich glaube an meine Neurotica nicht mehr“ (ebd., S. 187) und fügt hinzu, dass er sich wohl bereit finden müsse, dass große neue Projekt der Psycho-Analyse aufzugeben.

Zu unserem Glück gab er sein Psychoanalyse-Projekt aber nicht auf, sondern entschied sich, seine Theorie den soeben gemachten Erfahrungen anzupassen. Wenn es denn so war, dass auch eine „nur“ phantasierte (sexuelle) Erfahrung traumatisierend wirken konnte, dann sollte die Lösung wohl darin liegen, statt der „praktischen“ nun die psychische Realität zum Gegenstand der Analyse zu machen, wie er in seinem Rückblick von 1914 etwas lapidar schreibt. Tatsächlich wurde dies eine sehr folgenreiche Entscheidung; mit ihr konstituierte sich die Psychoanalyse nämlich als eine Wissenschaft, die nicht die tatsächliche, sondern die psychische Realität, also die vom Patienten gedeutete Wirklichkeit zu ihrem Gegenstand machte.

Diese Wendung rief später energische Kritiker hervor, die Freud vorwarfen, er habe die Schuld der Täter von damals verleugnet und stattdessen sogar die missbrauchten Kinder beschuldigt, an ihrem Unglücke selbst aktiv mitgewirkt zu haben. Es fehlte auch nicht an Deutungen, die Freud z.B. unterstellten, seinen eigenen Vater in Schutz nehmen zu wollen. Tatsächlich hat Freud aber die Häufigkeit sexueller Übergriffe durchaus nicht geleugnet, aber er hat doch auch beschrieben, wie das Kind mit seinen bewussten und unbewussten Phantasien die schweren Konflikte, die später zur Erkrankung führen können, mitgestaltet. Diese Vorstellung von der Mitgestaltung wurde von seinen Kritikern als Schuldvorwurf missverstanden.

Es wäre reizvoll, der Schuldfrage nachzugehen, die wohl den Kern dieser Diskussion ausmacht, doch reicht der Platz hier nur für eine kurze Andeutung: Wenn man einen eng gefassten Schuldbegriff bevorzugt, und schuldhaftes Handeln nur im Falle *bewusst* absichtsvollen Handelns erkennen will, dann kann von einem Schuldvorwurf in der Konflikttheorie der Psychoanalyse gewiss nicht die Rede sein. Wenn man aber den Schuldbegriff erweitert und ihn auch dann anwendet, wenn ein Mensch *unbewusst* absichtsvoll handelt, dann ist ein Mensch

wohl niemals frei von Schuld, denn seine Ziele und Absichten sind doch immer auch von unbewusst gewordenen, durchaus antisozialen Strebungen wie Neid, Missgunst und Vernichtungswünschen geprägt. Niemals entgeht er dieser Verstricktheit, denn er wird geboren mit jenen unverträglichen Neigungen und lernt doch nur, sie ein Leben lang mehr oder weniger geschickt (wie in den Fällen der Sublimierung oder der Reaktionsbildung) in Schach zu halten. Die tragische Verstrickung des Ödipus lässt beide Urteile zu: Er ist schuldig, wenn wir ihm vorhalten, dass er es hätte wissen können (aber nicht wissen wollte), dass es seine Mutter war, die er begehrte. Er muss als unschuldig gelten, wenn wir ihm einräumen, dass er den Inzest vielleicht unbewusst, aber nicht bewusst wollte. Es gehört zu den Zumutungen, welche die Psychoanalyse dem modernen Menschen aufgab, dass er einsehen muss, nicht wirklich Herr im eigenen Hause zu sein, und dass er der Schuldfrage nicht dadurch entkommt, dass er sich in die Schutzbehauptung flüchtet, das Böse nicht gewollt zu haben. Es mag wohl sein, dass die erregte Debatte um Freuds Konzentration auf die unbewusste Phantasie auch daher rührt, dass es immer noch schwer fällt, diese Zumutung der Psychoanalyse zu ertragen.

Freuds Geschichte vom „Kleinen Hans“ von 1909 illustriert seine Auffassung von der „Mitwirkung“ unbewusster Phantasien: Der kleine Junge hatte eine Pferdephobie entwickelt, die sich als Verschiebung seiner Angst vor dem Vater herausstellte. Dieser hatte ihm tatsächlich mit Kastration gedroht, dass geben die Protokolle der Gespräche eindeutig wieder, aber die übergroße und nicht beherrschbare Angst des Kleinen Hans rührte doch auch daher, dass er seine Mutter begehrt und seinen Vater zu beseitigen gewünscht hatte. Hier liegt seine Mitwirkung: Sein Beseitigungswunsch gegen den Vater ließ ihm dessen Aggressivität aufs äußerste bedrohlich erscheinen, und darum wurde es dem kleinen Patienten notwendig, diese unbeherrschbare Angst auf andere Objekte, nämlich Pferde zu verschieben.

Das Konzept von der „Nachträglichkeit“ erfuhr in der Geschichte der Psychoanalyse nach Freud gravierende Veränderungen. Freud selbst blieb im Wesentlichen bei seiner Auffassung von Nachträglichkeit als einer Spätwirkung, vielleicht hätte er zustimmen können, wenn mit „Nachträglichkeit“ auch eine Umarbeitung der frühen Erfahrungen gemeint sein sollte (Kerz-Rühling 2000). Er teilte jedoch nie die Auffassung von einer rückwärts in die Geschichte gerichteten Sinnprojektion und Bedeutungszuschreibung, wie sie schon zu seinen Lebzeiten aufkam. Hierin hätte er wohl eine Art rückwirkender Kausalität erkannt, die für ihn so nicht vorstellbar war. Tatsächlich ist es aber das, was wir heute unter Nachträglichkeit im Sinne eines „Zurückphantasierens“ verstehen: eine Rückprojektion, eine Uminterpretation infantiler Erfahrungen, möglicherweise auch mit der Funktion einer „Deckerinnerung“.

Ein Fallbeispiel

Eine Patientin zeigte sich in den ersten Monaten unserer gemeinsamen Arbeit sehr distanziert, sie schien um ihre Unabhängigkeit besorgt zu sein, und sie war sehr bemüht, unsere Beziehung als eine rein zweckmäßige Arbeitsbegegnung aufzufassen und auch so zu gestalten. Ich habe sie erst allmählich gewinnen können, diese Form der Beziehungsgestaltung selbst zu betrachten und auch in Frage zu stellen. Dann erzählte sie mir, dass sie als Säugling in den ersten 8 Lebenswochen auf einer Isolierstation gelegen habe, auf der sie von ihren Eltern nicht besucht werden konnte. Sie erinnerte sich, so sagte sie, an die schrecklichen Zustände der Verlassenheit und der Angewiesenheit auf unbekannte Andere und der nicht beherrschbaren Angst, eines Tages vergessen zu werden, was sie nicht überlebt hätte.

Dieses Beispiel erscheint auf den ersten Blick recht übersichtlich, denn wir könnten es ganz im Sinne des frühen Freudschen Begriffes von der Nachträglichkeit als einer Spätwirkung interpretieren. Die Patientin hatte auf Grund ihrer traumatischen Erfahrung in den ersten Lebensmonaten gelernt, dass es wohl riskant wäre, sich auf menschliche Beziehungen einzulassen, denn man müsse wohl damit rechnen, jederzeit verlassen zu werden, und das könnte tödlich ausgehen. Ihre Zurückhaltung mir gegenüber war demnach die Spätwirkung ihrer frühen realen Erfahrungen.

Nun müssen wir aber bedenken, dass die Patientin in den ersten Lebensmonaten noch nicht die Fähigkeit besaß, belastende Erfahrungen – die sie zweifellos gemacht hat – sprachlich codiert, also „digital“ zu speichern. Derart frühe Erfahrungen bilden ihre Spuren im prozeduralen Gedächtnis, von wo sie zwar auf diffuse Weise wirksam sind, jedoch nicht in dem Sinne vorgestellt werden können, wie dies die Patientin zu erinnern glaubte. Vermutlich verhielt es sich aber so: die Patientin brachte zweifellos eine tiefe Unsicherheit über die Verlässlichkeit menschlicher Beziehungen mit in die analytische Situation. Der Rahmen dieser Situation erschwerte ihre innere Lage ganz erheblich, denn die Abstinenz des Analytikers machte ihn unkenntlich, und es fehlten ihr die im Alltag so wirksamen Mittel, sich von der Zuwendung und der emotionalen Präsenz des Anderen doch überzeugen zu lassen. Es war ihr unklar, „was hier eigentlich los ist“, wie der Soziologe Goffman sagt, und die Patientin geriet – wie jeder Patient in der analytischen Situation – in einen Deutungsnotstand, das heißt, sie wusste nicht, wie sie die Beziehung zum Analytiker verstehen sollte. In solch einer heiklen Lage greifen Patienten auf die bewussten und vor allem unbewusst wirksamen Arbeitsmodelle über menschliche Beziehungen zurück, die ihnen immer schon zur Verfügung standen und die sich in der Vergangenheit bewährt haben. Im Falle dieser Patientin ist es nur allzu verständlich, dass sie zurückgriff auf

ihre Erfahrungen, die sie als Säugling gemacht zu haben glaubte, und sie berichtete, wie es ihr damals wohl ergangen sei. Ziel dieser Rückprojektion war es, die unsichere und ängstigende Situation hier und jetzt zu bewältigen, was ihr denn auch gelang.

So betrachtet, könnten wir im Falle dieser Patientin von einem Ineinander von Rückprojektion und Spätwirkung sprechen: die Spätwirkung liegt in der unspezifischen Ängstlichkeit gegenüber bedeutungsvollen, aber emotional unklaren Beziehungssituationen, und die Rückprojektion liegt in dem Versuch, im Rückgriff auf diffus gespeicherte Erfahrungen eine Erklärung zur Bewältigung ihrer Lage hier und jetzt zu finden.

Mit dieser Auffassung verlassen wir allerdings die patientenzentrierte Sichtweise der frühen Psychoanalyse, in der die inneren Prozesse eines Menschen wie ein „Ein-Personen-Stück“ (Balint) aufgefasst wurden. Tatsächlich aber gewinnt das Konzept von der Nachträglichkeit erst in sozialen Zusammenhängen seine Bedeutung. Diese soziale Funktion sollte im Beispiel illustriert werden, dann die Patientin hatte ja versucht, im Zurückphantasieren ein Problem mit mir hier und jetzt zu bewältigen. Um diesen interaktionellen Aspekt des Begriffs von der Nachträglichkeit weiter zu beleuchten, soll noch ein zweites Fallbeispiel erzählt werden.

Zweites Fallbeispiel

Vor vielen Jahren war eine Patientin zu einem Erstgespräch zu mir in die Klinik einbestellt worden. Sie klopfte etwa fünf Minuten vor der vereinbarten Zeit an meine Tür, steckte ihren Kopf herein und schaute mich fragend an. Ich saß noch am Schreibtisch, wollte die noch verbleibende Zeit bis zum Termin nutzen und sagte ihr, dass sie sich bitte bis zur verabredeten Zeit gedulden und im Vorzimmer warten möge. Die Patientin sagte: „Ich warte gern“ und verschwand.

Ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu, doch gingen mir diese drei Worte nicht aus dem Kopf: Klang dieses „ich warte gern“ nicht etwas vorwurfsvoll? Hätte ich nicht flexibler reagieren können und die Patientin einfach herein bitten sollen? Wieso musste ich an meiner Arbeit festhalten, die ich genauso gut auch später erledigen konnte? Erneut sinnierte ich über den Tonfall jenes „ich warte gern“: Hatte das nicht etwas höhnisch geklungen? War nicht gar die Spur eines Triumphes hörbar gewesen? Nun wurde ich ärgerlich auf die Patientin und dachte, sie hätte ja eigentlich auch wirklich pünktlich kommen können. Es war recht bequem im Wartebereich vor meinem Sprechzimmer. Warum also klopfte sie 5 Minuten vor der Zeit an meine Türe? Ist sie, so gesehen, nicht selbst Schuld, wenn ich sie wieder wegschicke?

Mit diesen Überlegungen waren die 5 Minuten bis zur verabredeten Zeit vergangen. In den dann folgenden Wochen meiner stationären Arbeit mit dieser Patientin erfuhr ich, dass sie wegen fortgesetzter sadomasochistischer Verstrickungen mit ihren Beziehungspartnern therapeutische Hilfe gesucht hatte. Immer wieder war sie an Männer geraten, die mit ihr sadistisch umgingen, sie zuweilen auch körperlich misshandelten. Sie hatte sich schon frühzeitig eine Haltung angewöhnt, gegen diesen Sadismus nicht zu protestieren, sondern das ihr zugefügte psychische und physische Leid hinzunehmen, aber neben dieser masochistischen Hingabe auch einen heimlichen Triumph zum Ausdruck zu bringen. In dieser Hingabe steckte – wie so häufig – ein Versuch der Patientin, eine, wenn auch sadistische Beziehungsperson an sich zu binden, ein Ringen um die unerreichbare Empathie des inneren, aber im Äußeren (wieder)gefundenen sadistischen Objektes.

Dies alles hatte ich in der ersten kurzen Begegnung natürlich noch nicht verstanden. Aber mir war immerhin aufgefallen, wie sehr mich diese Patientin mit ihrem scheinbar banalen Satz „ich warte gern“ emotional angesprochen und bewegt hatte. Ich hatte zunächst mit Schuldgefühlen reagiert und dann meine Schuldgefühle verwandelt in eine ärgerliche Anklage, sie sei ja schließlich selber Schuld. Ich vermute, dass die Patientin mit meiner „Hilfe“ in dieser kleinen Szene ihren sadomasochistischen Beziehungsentwurf schon inszeniert und dass ich als der Angesprochene sehr bereitwillig mitgespielt hatte.

Mit diesem Beispiel sollte die interaktionelle Wirksamkeit der Nachträglichkeit deutlich werden. In dem Text der Patientin, in diesem „ich warte gern“ war der Wahrheitsgehalt bedeutungslos, aber die Pragmatik, also die Wirkabsicht dieses Textes erwies sich als umso eindrucksvoller. Und erst in dieser interaktionellen Wirkung erscheint die Wahrheit jener Nachträglichkeit, also in dem Versuch, die Gegenwart nicht bloß im Lichte der Vergangenheit zu betrachten, sondern diese soziale Gegenwart auch so (um)zugestalten, dass sie der (unbewussten) Erwartung auch entspricht. Der Andere, der Angesprochene, spielt mehr oder weniger bereitwillig mit und hilft wie in meinem Falle, die Erwartung der Patientin zu verwirklichen. Denn tatsächlich hatte ich sie ja zunächst zurückgewiesen, und es hätte im Alltag leicht geschehen können, dass ich sie, nachdem ich sie endlich hereingeholt hatte, mürrisch gefragt hätte, was denn jenes „ich warte gern“ zu bedeuten gehabt hätte und warum dies möglicherweise etwas höhnisch geklungen habe.

In der psychoanalytischen Therapie nehmen wir an, dass die Übertragung des Patienten auf den Analytiker durchsetzt ist von nachträglich wirksamen frühen Erfahrungen, aber andersherum glauben wir auch, dass der Patient – wie schon im ersten Beispiel gezeigt – auf bereitliegende „working models“ zurückgreift, um schwierige soziale Situationen hier und jetzt zu verstehen und zu meis-

tern. Darüber hinaus rechnen wir damit, dass der Patient im pragmatischen Aspekt seiner Redeweise eine Inszenierung seiner teils unbewussten Arbeitsmodelle über soziale Beziehungen versucht. Für die Methode der psychoanalytischen Behandlung entsteht dadurch eine verwirrende Situation, denn es ist schwer auszumachen, ob der Patient in der Nachträglichkeit eine schwierige Erfahrung mit dem Analytiker hier und jetzt zu bewältigen sucht, oder ob er umgekehrt in der Nachträglichkeit eine Situation hier und jetzt herstellt, die mehr der Vergangenheit denn der Gegenwart geschuldet ist. Eine derartige Unterscheidung, die nicht sicher zu treffen ist, muss aber folgenreich sein, und an ihr trennen sich durchaus die unterschiedlichen psychoanalytischen Schulen. Vertreter der psychoanalytischen Selbstpsychologie z.B. neigen dazu, im Beispiel des „ich warte gern“ eine Re-Traumatisierung zu erkennen. Ein Freudianischer Analytiker hingegen wäre der Auffassung, dass die Patientin ihre kleine sadomasochistische Szene an der Türe (mit Hilfe des Therapeuten) selbst inszeniert hatte, um das zu wiederholen, was sie in sozialen Beziehungen gewohnt war und – liegt hier ein Schuldvorwurf? – was sie immer wieder herzustellen wünschte.

Außerhalb der psychoanalytischen Behandlungsmethodik lässt sich das Konzept von der Nachträglichkeit als ein Zueinander von Spätwirkung und Zurückphantasieren vielleicht auf folgende Weise gebrauchen: Nachträglichkeit legt uns Erinnerungsarbeit nahe. Aber diese Erinnerungsarbeit bleibt oberflächlich, wenn wir sie nur betreiben, um der Vergangenheit, wie sie (vermeintlich) war, ansichtig zu werden. Aus der Psychoanalyse lernen wir, dass Nachträglichkeit doch auch ein Versuch ist, die soziale Welt hier und jetzt zu verstehen, und sie vielleicht auch zu wiederholen. Ausgangspunkt ist aber in jedem Falle die Bewältigung einer nicht-kohärenten Gegenwart. Somit wäre die Beschäftigung mit der nachträglichen Wirkung zuallererst ein Versuch, die Gegenwart zu verstehen.

Literatur

- Freud, S. (1909): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. GW: Bd. 7, S. 241-377.
Freud, S. (1914): Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. GW: Bd. 10, S. 43-113.
Freud, S. (1950): Aus den Anfängen der Psychoanalyse. London.
Kerz-Rühling, I. (2000): Nachträglichkeit. In: Mertens, W./Waldvogel, B. (Hrsg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. Stuttgart, Berlin, Köln, S. 470-473.